

Zeitschrift: Am häuslichen Herd : schweizerische illustrierte Monatsschrift
Herausgeber: Pestalozzigesellschaft Zürich
Band: 57 (1953-1954)
Heft: 23

Artikel: Marcel, der Amerikaner
Autor: Jan, Claude / Munk, Eric
DOI: <https://doi.org/10.5169/seals-672540>

Nutzungsbedingungen

Die ETH-Bibliothek ist die Anbieterin der digitalisierten Zeitschriften auf E-Periodica. Sie besitzt keine Urheberrechte an den Zeitschriften und ist nicht verantwortlich für deren Inhalte. Die Rechte liegen in der Regel bei den Herausgebern beziehungsweise den externen Rechteinhabern. Das Veröffentlichen von Bildern in Print- und Online-Publikationen sowie auf Social Media-Kanälen oder Webseiten ist nur mit vorheriger Genehmigung der Rechteinhaber erlaubt. [Mehr erfahren](#)

Conditions d'utilisation

L'ETH Library est le fournisseur des revues numérisées. Elle ne détient aucun droit d'auteur sur les revues et n'est pas responsable de leur contenu. En règle générale, les droits sont détenus par les éditeurs ou les détenteurs de droits externes. La reproduction d'images dans des publications imprimées ou en ligne ainsi que sur des canaux de médias sociaux ou des sites web n'est autorisée qu'avec l'accord préalable des détenteurs des droits. [En savoir plus](#)

Terms of use

The ETH Library is the provider of the digitised journals. It does not own any copyrights to the journals and is not responsible for their content. The rights usually lie with the publishers or the external rights holders. Publishing images in print and online publications, as well as on social media channels or websites, is only permitted with the prior consent of the rights holders. [Find out more](#)

Download PDF: 22.02.2026

ETH-Bibliothek Zürich, E-Periodica, <https://www.e-periodica.ch>

Tür hörbar. Hal wurde allein gelassen. Nach einer Weile kam er zu mir zurück. «Erledigt», sagte er, und «erledigt», sagte ich. Wir standen auf der Strasse, standen und lauschten. Kein Laut drang aus dem Hause. Wir konnten uns nicht losreissen. «Vermutlich versuchen sie es sich klarzumachen, um es fassen zu können», flüsterte Hal mir zu.

Wir warteten und lauschten weiter. Nach einer langen Weile berührte mich Hal plötzlich am Arm. «Schau!» flüsterte er. Zwei weissgekleidete Gestalten gingen vom Haus zum Stall. Sie traten ein und kamen wieder heraus. Jetzt wandten sie sich wieder dem Acker zu.

Etwas Unglaubliches geschah. Der alte Mann hatte ein Pflanzeisen aus dem Stall geholt und seine Frau einen Sack mit Saatkorn, und hier im Mondlicht, in eben dieser Nacht, nachdem sie die Todesnachricht erhalten hatten, pflanzten sie Maiskörner.

Es war ein Bild, das einem die Haare zu Berge stehen liess, so gespenstig wirkte es. Die beiden in ihren Nachthemden steckten eine Furche des Ackers, knieten Seite an Seite beim Zaun und verharren so eine Weile reglos. Das Ganze spielte sich in völliger Stille ab. Zum ersten Male in meinem Leben ging mir eine Ahnung auf — ich weiss heute nicht, ob ich ausdrücken kann, was ich in jener Nacht ahnte und spürte — eine Ahnung von der Verbundenheit gewisser Menschen mit der Erde. Es war ein stummer Schrei, so schien es mir, den diese zwei alten Leute mit den Körnern, die sie in die Erde legten, an die Erde richteten. Sie senkten den Tod in die Erde, damit neues Leben aus ihr spriesse. Etwas dergleichen meine ich.

Sie müssen auch so etwas wie eine Bitte an die Erde gerichtet haben. Aber wozu war das nütze? Was sie da trieben im Zusammenhang mit dem Leben in ihrem Acker und dem Leben, das in ihrem Sohne erloschen war, ist etwas, was man nicht gut in Worten ausdrücken kann. Ich weiss nur, dass Hal und ich den Anblick, so lange wir konnten, festhielten. Dann schlichen wir weg und gingen zurück in die Stadt. Hatch Hutchenson und seine Frau aber müssen erreicht haben, was sie in jener Nacht erstrebten; denn Hal berichtete mir, sie seien, als er am Morgen zu ihnen gegangen sei, um die Vorbereitungen zur Heimbringung ihres toten Sohnes zu treffen, beide merkwürdig ruhig und beherrscht gewesen. Hal sagte, er glaube, sie hätten etwas, woran sie sich klammern könnten. «Sie haben ihren Hof, und sie haben noch Wills Briefe, die sie lesen können», meinte Hal.

Marcel, der Amerikaner

«Ich werde so lange auf dich warten, wie es nötig ist», hatte sie ihm gesagt, und er war fortgegangen, um sein Glück in Amerika zu machen, da man ihm ja, der nur seine kräftigen Fäuste als Mitgift brachte, die wohlhabende Tochter nicht geben wollte.

Madeleines Vater sagte ärgerlich: «Dein Marcel ist zu nichts gut und keineswegs ein Mann für ein so reiches Mädchen», worauf Madeleine den Kopf senkte und nichts antwortete, denn was kann man einem Vater antworten? Aber sie dachte, dass ihm, der zu nichts gut sein sollte, nur die Gelegenheit mangelte, eine Stellung und viel Geld zu gewinnen.

An einem traurigen Abend hatten sie Abschied genommen, und Madeleines Warten begann. Es fing mit den kummervollen Tagen an, die der Trennung folgten. Dann kamen die Tage der Angst, ehe die ersten Nachrichten eintrafen. Denn schon lagen unbekannte Länder zwischen ihnen, das Meer und Tausende von Kilometern — bis er wohl jenen fremden Boden betrat, dort am anderen Ende der Welt, von dem sie auch nicht das geringste wusste ... Schliesslich wurde das Warten zur Gewohnheit, zu einer trüben sich dahinschleppenden, wo alles sich verfinstert, denn das Gefühl der Verlassenheit nimmt von allem Besitz.

Der erste Brief Marcells war nur ein unbeholfener Reisebericht mit einer Schilderung der auf ihn einstürmenden neuen Eindrücke. Darüber vergass er, von seiner Liebe zu sprechen. Bald gewöhnte er sich an die veränderte Lage und dachte wieder an das Mädchen, derentwegen er seine Heimat und die Seinen verlassen hatte.

Jetzt wurden seine Zuschriften so zärtlich, dass Madeleine für nichts mehr lebte als für sie. Der Vater hatte seit der Abreise Marcells seine gute Laune wieder gewonnen. Er hoffte die schöne blonde Madeleine bald gut zu verheiraten, sie, die selber so gut mit Wiesen und Feldern versorgt war. Bewerber erschienen. Der Vater rieb sich schon die Hände, obgleich sie den ersten einen Korb gab. Wozu musste sie sich auch beeilen? Ein Mädchen wie sie durfte wahrhaftig wählerisch sein! Und alles war besser als eine Heirat in Ar-

mut mit dem am wenigsten Groben, aber auch am wenigsten Begüterten der Anwärter. Im Dorf machte man sich über den Verschwundenen lustig, und die Buben und Mädchen nannten ihn unter sich «Marcel, den Amerikaner», um ihn von «Marcel, dem Faulpelz» und «Marcel mit den kurzen Pfoten» zu unterscheiden, die gescheiterweise im Lande geblieben waren. In diesem Spitznamen lag ein verächtlicher Doppelsinn, denn man war ja sicher, dass dieser Phantast arm wie er fortgegangen wieder kommen würde. Wenn er überhaupt wieder kam! — «Ohne damit zu rechnen», sagten die Boshaften, «dass, wenn er zu Reichtum gelangt, er kaum noch Lust verspüren wird, hier bei uns als Bauer zu leben. Es wird ihm nicht an hübscheren und feineren Mädchen fehlen, die ihm gefallen sollten ...» — «Es ist wirklich dumm», sagten die Verehrer, die Madeleine zu gefallen suchten, «deine besten Jugendjahre damit hinzubringen, auf einen zu warten, der ein Narr ist und dich gar nicht liebt, denn wie hätte er dich sonst verlassen können?» Aber all das nützte nichts, Madeleine verharrte in unwandelbarer Treue. Nie lächelte sie auch nur versehentlich einem andern zu, nie tanzte sie mit einem andern. Allmählich wurde der Alte unruhig. Eine junge Kraft wurde auf dem Hof nötig, und die kleine Clarisse war noch lange nicht in heiratsfähigem Alter. Der Streit des Vaters mit der Tochter flammte wieder auf. «Welche Torheit», sagte er, «zu hoffen, dass dieser Marcel zurückkehrt, um dich zu heiraten. Er ist zu nichts gut in Amerika wie in Frankreich.»

Das wiederholte er jeden Tag, und Madeleine senkte den Kopf, nach aussen hin friedlich gesonnen, doch auf ihrem Warten beharrend. Den Vater packte die Wut. Er redete grob zu ihr wie zu einem verdorbenen Mädchen, das man zur Vernunft bringen muss. Und eines Tages erklärte der grosse Clément, dass er bereit sei, Madeleine zur Frau zu nehmen. Der grosse Clément besitzt ein schönes Stück Wald, die fruchtbarsten Felder und ein Haus, das sich sehen lassen kann, dazu eine prächtige Viehherde, einen Wagen, eine Schar Angestellter — und einen Haufen Geld. Der Alte schlug voller Stolz im Namen seiner Tochter ein und verständigte sie davon. Sie verweigerte ihre Zustimmung. — Es gab eine schreckliche Szene, der Vater fluchte und tobte, er drohte der Tochter, und auf einmal verlor er vor dem unnachgiebigen Blick Madeleines den Kopf und gab ihr einen derben Stoss. Madeleine rührte sich nicht und erwiderte nur: «Du würdest das nicht wagen,

wenn Marcel mich schützen könnte. Aber er wird wieder kommen, und ich werde ihn heiraten!»

Der Alte schäumte vor Zorn und schrie: «Du wirst in Armut leben, und das wird dir ganz recht geschehen.» — «Ich werde die Reichste im Dorfe sein», entgegnete Madeleine voller Stolz. — «Das möchte ich sehen.» — «Er sollte zu nichts gut sein, nicht wahr? Und dabei wird alle Welt das Vermögen anstaunen, das er gegenwärtig verdient.» — «Was sagst du da?» — «Er arbeitet gerade in einer Gegend, wo man Gold gefunden hat. Er wird bald mehr besitzen als Clément und all die andern, — das kann ich dir nur sagen.» — Der überraschte Vater wollte mehr wissen und frag sie, ob er ihr das schriebe. — «In jeden seiner Briefe», erklärte sie. Seitdem liess man sie in Frieden. Nur manchmal erkundigte sich der immer noch heimlich grollende Alte: «Hat er schon viel beisammen?» — «Sehr viel», erwiderte die Tochter, worauf er sich pfeifend verzog. Im Hause verlor er kein Wort mehr darüber, aber im Wirtshaus konnte er nicht den Mund halten: «Ein Teufelskerl, dieser Marcel. Wär' ich jung genug, ich ginge zu ihm hinüber, wo das Gold auf der Strasse wächst wie bei uns die Karotten. — Es ist nur verdammt weit von hier.» Jetzt begann das Dorf die Sache anders anzusehen. Die Mädchen sagten: «Klar, dass Madeleine keinen mehr von hier will. Sie wird reich werden, die Streberin.» Und die Burschen meinten: «Na ja, Marcel, der Amerikaner», aber das war nun ein Lob. Keiner warb mehr um Madeleine, sie war in festen Händen.

Madeleine aber schrieb folgenden Brief: «Lieber Marcel, hier geht alles den gewohnten Gang. Clarisse wird in zwei Monaten ihren Lubin heiraten. Man wird ihm einen Haufen Geld geben und viel Boden, denn der Vater erklärt, ich werde ja viel mehr als sie besitzen, wenn du heimkehrst. Du siehst daran, dass er sich unserer Ehe nicht widersetzen wird. Ich war so zufrieden, dass ich ihm sagte, Clarisse könne alles haben, und du wirst dem ja bei deinem Zurückkommen sicher zustimmen. Ich sehe dich immer vor mir und fühle mich dir für das ganze Leben zugehörig. Deine Madeleine.»

Etwas später verständigte sie ihren Vater, dass sie eine Stellung in der Stadt annehmen würde. Den Alten rührte fast der Schlag. «Wie kommst du denn darauf?» wollte er wissen. — «Ich langweile mich hier zu Tode», entgegnete sie. — «Und wer wird die Arbeit im Hause machen?» — «Cla-

risse hat reichlich Zeit dazu.» — «Ich werde es dir verbieten.» — «Ich bin immerhin sechsundzwanzig Jahre und gescheit genug, um tun und lassen zu können, was ich will», sagte sie, und so geschah es auch. Denn der Vater dachte an den Reichtum Marcells; was hatte es da für einen Zweck, sie hindern zu wollen? Er sah sie nur böse an, wenn sie manchmal zu Besuch kam, und schien kaum zuzuhören, wenn sie von den Briefen aus Amerika sprach. In Wirklichkeit spitzte er die Ohren ... Clarisse und Lubin zogen sie wohl auf: «Was machst du mit deinem Verdienst?» und sie antwortete: «Ich spare für die Aussteuer.» — Als ob ihr Zukünftiger nicht würde dafür sorgen können!

Die Zeit verging. Als Madeleine eines Tages daheim eintrat, standen alle Türen offen, das Vieh blöckte vor Hunger im Stall, der Alte lag im Sterben. Er erkannte noch die Erstgeborene und röchelte: «Du wirst mit dem Golde aus Amerika genug haben», dann starb er. Und Madeleine, durch ihren eigenen Verzicht der Erbschaft verlustig, ging wieder in die Stadt in ihre Stellung zurück. Clarisse und ihr Mann begleiteten sie zur Schwelle — als rechtmässige Besitzer der ganzen Hinterlassenschaft. «Jetzt hast du nichts mehr zu tun als auf die Ankunft deines Bräutigams zu warten», sagten sie ganz ernsthaft und blickten der kräftig Ausschreitenden fast ein wenig neidisch nach. Sie aber fühlte sich zum erstenmal allein. Sie seufzte — und erblickte vor sich einen schlechtgekleideten, unrasierten Vagabunden, der stehen blieb und sie anstarrte. Da schrie sie auf: «Marcel!» Und einem Echo gleich tönte es von seinen

Lippen wie ein Hilferuf: «Madeleine!» — Wie von einem Zauber erlöst warf sie sich ihm entgegen, doch er fuhr vor ihrem jugendlichen Ungestüm zurück und sagte müde: «Nein, nein; höre erst zu. Ich habe umsonst gekämpft. Ich komme ärmer zurück als ich fortgegangen bin. Und ich bin erledigt. Was habe ich nicht alles erhofft ... und nun wird mich jedermann verlachen.» So stand er bemitleidenswert vor ihr, die ihn lächelnd betrachtete. «Ich wusste das längst», sagte sie. «Doch hier glaubt dank meiner alle Welt, dass du ein Millionär bist. Ich habe das und noch vieles andere immer wieder bestätigt. Ich musste ganz einfach so lügen, sie hätten's nicht besser verstanden. Ich habe dich so zurück erwartet wie du fortgingst. Alles ist in bester Ordnung.» — «Was werden sie aber sagen, wenn sie mich so sehen?» — «Sie werden dich nicht so sehen. Ich habe fleissig gespart und habe genug, um dich auszustaffieren. Für mich wird es ein weisses Brautkleid geben, dass das Dorf vor Neid vergeht. Nach der Hochzeit werden wir uns ein Land suchen, wo uns unserer Hände Arbeit ernähren wird ...»

Und genau so geschah es. Madeleine gab all ihr Erspartes aus. Die Vermählung wurde zu einem unvergesslichen Tage für den Ort, in dem man noch viele Jahre später von nichts anderem sprach als diesem Märchenfest ... während die Eheleute weit genug gezogen waren, damit die schöne Legende von Marcel, dem Amerikaner, und seiner ihm treu gebliebenen Verlobten, Madeleine, niemals in Zweifel gezogen werden konnte.

Claude Jan

(deutsch von Eric Munk)

Nun geht ein Berg zum andern

Albert Ehrismann

Nun geht ein Berg zum andern
wie in ein grosses Haus.
Die Sterne drüber wandern,
und keiner fällt daraus.

Die kleinen Wolken fliegen,
als wär' ein goldnes Band,
mit weissen und schwarzen Ziegen
ins Wattenmeer und -land.

Und viele arge Schmerzen
und Ungemach und Graus
ruhn jetzt in unsern Herzen
bis zum Erwachen aus.

Die schwarzen und weissen Ziegen
läuten vom Himmelszelt
uns allen, die hier liegen,
den Frieden ihrer Welt.

Redaktion: Dr. Ernst Oberhänsli, Zürich 1, Hirschengraben 56. (Beiträge nur an diese Adresse!) Unverlangt eingesandten Beiträgen muss das Rückporto beigelegt werden. Verlag: Buchdruckerei Müller, Werder & Co. AG., Wolfbachstrasse 19, Zürich. — Telephon 32 35 27 / 24 28 24.